

**Yoav Tirosh: How Genre Governs Creation in the Medieval Icelandic Sagas. Cham: Palgrave Macmillan, 2025 (The New Middle Ages). 126 S., 42,79 € / 32,95 €, ISBN: 978-3-031-89974-4 (Hardcover) / 978-3-031-89975-1 (E-Book)**

Genre ist mehr als Taxonomie: Mit dieser Grundthese eröffnet der Nordist und Mediävist Yoav Tirosh einen methodologischen Dialog, der die Grenzen zwischen Filmwissenschaft und Mediävistik überschreitet. Während traditionelle Genrestudien mittelalterlicher Literatur oft deskriptiv vorgehen, entwickelt Tirosh einen analytischen Ansatz, der Genre als dynamisches System begreift, das sowohl die Schöpfung als auch die Rezeption literarischer Werke steuert. Seine Studie *How Genre Governs Creation in the Medieval Icelandic Sagas* stellt damit einen innovativen Beitrag zur Genretheorie und altnordischen Literaturwissenschaft dar, der sich durch die Übertragung filmwissenschaftlicher Ansätze auf mittelalterliche isländische Sagaliteratur auszeichnet und durch die Anwendung von Rick Altmans Konzept der „generic crossroads“ auf die Isländersagas exemplarisch zeigt, wie interdisziplinäre Theorietransfers neue Erkenntnisse über vertraute Texte generieren können.

Das Werk verfolgt drei primäre Forschungsinteressen. Tirosh entwickelt zunächst eine umfassende theoretische Grundlage zur Funktionsweise von Genres. Seine zentrale These formuliert er programmatisch: „Genre is a loose frame of reference that rules artistic choices made by creators of content. It oftentimes appears solid, but is revealed to be fickle under any close scrutiny“ (S. 14). Die Studie etabliert Genre als produktives analytisches Instrument, das sowohl die Organisation von Material als auch die Organisation von Bedeutung bestimmt. Die Arbeit liefert zudem substantielle Erkenntnisse zur Íslendingasögur-Forschung, indem sie eine neue Definition dieser Textgruppe vorlegt: „The Íslendingasögur are a group of prose or prosimetric texts that concern the medieval Norse world, usually taking place in the period between the end of the ninth and the mid-eleventh centuries, and usually focusing on Iceland“ (S. 29). Tirosh kritisiert dabei die traditionelle Periodisierung in ‚klassische‘ und ‚nachklassische‘ Sagas als methodisch problematisch und schlägt stattdessen eine genreorientierte Herangehensweise vor. Der methodische Kern der Studie liegt in der Übertragung von Rick Altmans „semantic/syntactic approach“ (S. 27) auf die mittelalterliche isländische Sagaliteratur. Besonders fruchtbar erweist sich Altmans Konzept der „generic crossroads“ (S. 32), das Tirosh zur Analyse der Spannungen zwischen „generic pleasure [and] cultural norms“ (S. 35) in den Sagas nutzt. Diese Methodik ermöglicht es, die komplexen Aushandlungsprozesse zwischen literarischer Konvention und gesellschaftlichen Erwartungen in den Texten zu analysieren. Die Studie demonstriert ihre theoretischen Ansätze durch drei Fallstudien: *Hreiðars þáttur* wird als Beispiel für genrespezifische Konventionen analysiert, *Ljósvefninga saga* („Saga über die Bewohner von Ljósavatn“) als Fall editorischer Eingriffe in die Genrewahrnehmung, und *Hávarðar saga Ísfróðings* („Die Saga von Hávarðr aus Ísafjörður“) als parodistische Auseinandersetzung mit Genrekonventionen. Dabei zeigt Tirosh überzeugend auf, wie „parody is a means through which new elements were created and old conventions were questioned“ (S. 94).

Tiroshs Ansatz steht exemplarisch für einen methodischen Paradigmenwechsel in der altnordischen Literaturwissenschaft, der die bislang dominante deskriptive Genre-forschung durch eine funktionsanalytische, interdisziplinär angelegte Herangehens-

weise ersetzt. Die Übertragung von Rick Altmans filmwissenschaftlichem „semantic/syntactic approach“ auf mittelalterliche Texte erweist sich dabei als durchaus fruchtbar, wirft jedoch grundlegende Fragen zur Kompatibilität moderner Genretheorien mit vormodernen Literaturformen auf. Während Altman seine Theorie für ein Medium entwickelte, das von Beginn an industriell produziert und massenmedial distribuiert wurde, wendet Tirosh sie auf Texte an, die aus einer grundlegend anderen Produktions- und Rezeptionskultur stammen. Als herausfordernd erweist sich dabei die Anwendung des Konzepts der „generic crossroads“ auf die Isländersagas. Tiroshs These, dass diese Texte in einem Spannungsfeld zwischen ‚Gattungsvergnügen‘ („generic pleasure“) und kulturellen Normen operieren, suggeriert eine bewusste Manipulierung von Genrekonventionen durch mittelalterliche Autoren. Damit werden moderne Vorstellungen von künstlerischer Intentionalität auf eine Zeit projiziert, in der die kollektive Autorschaft – „distributed authorship“ (S. 10) – die Norm darstellte. Die Gefahr einer anachronistischen Übertragung wird dadurch verstärkt, dass Tirosh die komplexe Überlieferungssituation der Sagas nur am Rande thematisiert, obwohl gerade die handschriftliche Überlieferung entscheidend für die Genrekonstitution war. Methodisch innovativ ist hingegen Tiroshs Konzept der „vertigo of expectations“ als eine Erweiterung von Hans Robert Jauss‘ und Wolfgang Iser’s „Erwartungshorizont“ (S. 16), die die Vorstellung eines dynamischen Charakters der Genrezepktion mittelalterlicher Texte weiterentwickelt. Diese Erweiterung berücksichtigt die mehrschichtigen Transmissionsprozesse der Sagaliteratur und erfasst die Instabilität von Genreerwartungen über längere Zeiträume hinweg – ein durchaus legitimes Desiderat der bisherigen Forschung. Allerdings bleibt die praktische Anwendbarkeit dieses Konzepts begrenzt, da Tirosh keine systematische Methodik zur Rekonstruktion historischer Erwartungshorizonte entwickelt.

Die theoretische Fundierung der Studie offenbart eine gewisse Selektivität im Umgang mit der altnordischen Forschungstradition. Während Tirosh sich ausführlich mit den Genredebatten zwischen Lönnroth, Harris und Andersson auseinandersetzt, vernachlässigt er weitgehend die jüngeren Forschungen zur materiellen Philologie und Handschriftenkunde, die für seine Fragestellung durchaus relevant wären. Massimo Bampis kulturwissenschaftliche Arbeiten zur Polysystemtheorie oder Emily Lethbridges editionsphilologische Studien finden nur marginale Berücksichtigung, obwohl sie wesentliche Erkenntnisse zur Genrekonstitution in der handschriftlichen Überlieferung liefern. Methodisch etwas fragwürdig ist schließlich Tiroshs pauschale Ablehnung der etablierten Periodisierung in ‚klassische‘ und ‚nachklassische‘ Sagas (Kapitel 3), ohne eine überzeugende Alternative zu entwickeln. Seine verwerfende Kritik an den „post-classical Íslendingasögur“ (S. 45) als anachronistisches Konstrukt ist zwar berechtigt, doch seine eigene Definition der Íslendingasögur bleibt ebenfalls von modernen Kategorisierungslogiken geprägt. Die Forderung nach einer rein genreorientierten Herangehensweise übersieht dabei die historischen Realitäten der mittelalterlichen Textproduktion, in der chronologische und regionale Faktoren durchaus textkonstitutiv waren.

Die inhaltliche Bewertung von Tiroshs Kernthesen offenbart eine grundlegende Ambivalenz: Während seine kritischen Beobachtungen zur etablierten Sagaforshung durchaus berechtigt sind und wichtige Diskussionsimpulse liefern, bleiben seine konstruktiven Alternativen theoretisch teilweise etwas unterentwickelt und methodisch inkonsistent. Seine Studie dokumentiert eher die Grenzen bestehender Kategorisierungen, als dass sie überzeugende Alternativen entwickelt. Das zeigt die

genauere Betrachtung der Kernaussagen, beginnend bei Tiroshs Definition der Íslendingasögur als „a group of prose or prosimetric“ (S. 29, siehe ausführliches Zitat oben). Er beansprucht, die bestehenden Defizite der Forschung zu beheben. Bei näherer Betrachtung erweist sich diese Definition jedoch weniger als substantielle Innovation denn als geschickte Rekombination etablierter Kriterien. Die Einbeziehung des Prosimetrum<sup>1</sup> als definierendes Merkmal ist zwar begrüßenswert, da sie der formalen Vielfalt vieler Sagas Rechnung trägt, doch bleibt die Operationalisierung dieses Kriteriums vage. Tirosh versäumt es, präzise Abgrenzungskriterien zu entwickeln: Welcher Anteil an Verseinlagen macht einen Text zum Prosimetrum? Wie verhält sich diese Definition zu Sagas ohne Verseinlagen? Problematischer noch erscheint indes Tiroshs Anspruch, seine Definition löse sich von anachronistischen Periodisierungen, während er gleichzeitig chronologische Marker („between the end of the ninth and the mid-eleventh centuries“) als konstitutiv beibehält. Diese zeitliche Begrenzung reproduziert exakt die von ihm kritisierte historistische Logik des 19. Jahrhunderts, die Gattungen primär über ihren vermeintlichen historischen Referenzrahmen definiert. Vésteinn Ólason<sup>2</sup> frühere Definition, die Tirosh als unzureichend verwirft, erweist sich in ihrer Präzision als durchaus überlegen, da sie explizit die Problematik der Grenzziehung thematisiert. Tiroshs Neudefinition bleibt letztlich eine Variation bekannter Ansätze, ohne die fundamentalen epistemologischen Probleme der Genrekonstruktion zu lösen.

Tiroshs Infragestellung der traditionellen Dichotomie zwischen ‚klassischen‘ und ‚nachklassischen‘ Íslendingasögur trifft einen neuralgischen Punkt der Saga-forschung. Seine Kritik an dieser Periodisierung als „fossilizing generic notions that nobody completely agrees with, but nobody is sure how to fix“ (S. 63) ist durchaus berechtigt und deckt sich mit neueren Forschungstendenzen. Die Dekonstruktion dieser Hierarchisierung, die implizit ästhetische Werturteile transportiert, stellt einen wichtigen methodischen Fortschritt dar. Allerdings bleibt Tiroshs Alternative unbefriedigend. Seine Forderung, die chronologische Periodisierung durch eine rein genreorientierte Herangehensweise zu ersetzen, unterschätzt die historischen Realitäten mittelalterlicher Textproduktion. Die Entstehungszeit von Sagas korreliert nachweislich mit stilistischen und thematischen Veränderungen, die nicht einfach als moderne Projektionen abgetan werden können. Bampis polysystemtheoretische Arbeiten, die Tirosh, wie erwähnt, nur oberflächlich rezipiert, haben gezeigt, dass historische Kontexte durchaus textkonstitutiv wirken können, ohne deterministisch zu sein. Tiroshs Vorschlag, die „post-classical“-Kategorie ersatzlos zu streichen, ohne eine systematische Alternative zu entwickeln, hinterlässt eine methodische Lücke. Ebenso fraglich erscheint die Analogisierung späterer Íslendingasögur mit „Trash Cinema“ (S. 45ff.). Diese Parallelisierung mit als ‚Trash‘ definierten Produktionen des 20. Jahrhunderts (also vielgesehene, aber von der Kritik negativ aufgenommene Filme) projiziert moderne Rezeptionsmodi auf mittelalterliche Texte und reproduziert implizit die in der Arbeit kritisierten Qualitätshierarchien. Die Kategorisierung von Sagas als „so bad, it’s good“ (S. 48) mag als heuristisches Instrument funktionieren, verfehlt aber den Umstand, dass ein auf schnelle Verbreitung und massentaugliche, mindere Qualität

<sup>1</sup> Vgl. aktuell ausführlich: Brynja Þorgeirsdóttir / Stefanie Gropper / Judy Quinn / Alexander Wilson (Hrsg.): *The Prosimetrum of the Íslendingasögur: Aesthetic and Narrative Effects*. Berlin / Boston 2024.

<sup>2</sup> Vésteinn Ólason: *Family Sagas*. In: *A Companion to Old Norse-Icelandic Literature and Culture*. Hrsg. von Rory McTurk. Oxford 2007, S. 101-118.

gerichtetes modernes Genre nur bedingt mit historischen Werken vergleichbar ist, deren Verbreitungsbedingungen ganz anders waren.

Tiroshs bereits erwähnte Behandlung des Prosimetrums als konstitutives Element der Íslendingasögur weist auf ein tatsächliches Forschungsdesiderat hin, das in der bisherigen Saga-Forschung vernachlässigt wurde. Seine Beobachtung, dass die Kombination von Prosa und Vers „different perspectives on the stories’ characters“ schafft (S. 19), ist durchaus plausibel und methodisch fruchtbar. Die Erkenntnis, dass Verseinlagen nicht bloße Dekoration darstellen, sondern genrespezifische Funktionen erfüllen, bestätigt auch die neuere Forschung.<sup>3</sup> Jedoch bleibt Tiroshs theoretische Durchdringung des Prosimetrum-Konzepts oberflächlich. Seine Analyse beschränkt sich weitgehend auf Einzelbeobachtungen, ohne eine systematische Theorie der Prosa-Vers-Interaktion zu entwickeln. Die Frage, wie sich prosimetrische Strukturen zur Genrekstitution verhalten, wird nur ansatzweise bearbeitet. Tiroshs Verweis auf Viktor Shklovskys Konzept der „Verfremdung“ (Ostranenie) als Erklärungsmodell für die Funktion der Verseinlagen (S. 41) bleibt theoretisch unterdeterminiert. Eine systematische Untersuchung prosimetrischer Strukturen hätte Tiroshs Kernthese zur Genreflexibilität der Íslendingasögur wesentlich stärken können. Problematisch ist zudem Tiroshs unkritische Übernahme der Begrifflichkeit „prosimetrum“ aus der klassischen Philologie, ohne die spezifischen Unterschiede zur altnordischen Literatur zu reflektieren. Während in der Antike Prosa und Vers klar unterschiedliche diskursive Funktionen erfüllen, ist die Grenze in den Sagas oft fließender und funktional weniger eindeutig. Tiroshs Versäumnis, diese gattungshistorischen Spezifika zu berücksichtigen, schwächt seine Argumentation erheblich.

Die drei Fallstudien demonstrieren sowohl die Stärken als auch die methodischen Grenzen von Tiroshs Ansatz. Die Analyse von *Hreiðars þáttur* als Beispiel genredifferenter Konventionen zeigt überzeugend, wie mittelalterliche Texte mit etablierten Erwartungsmustern spielen. Problematischer ist die Behandlung der *Ljósvetninga saga*, wo Tirosh zwar berechtigte Kritik an der editorischen Praxis Björn Sigfússons übt, der durch seine rekonstruktive Methodik die Textgestalt fundamental veränderte, Tirosh jedoch selbst keine konsistente Alternative zur Handschriftenbewertung entwickelt. Seine Dekonstruktion der Parodie-These zu *Hávarðar saga Ísfirðings* bleibt spekulativ, da sie moderne Konzepte bewusster Genreironisierung auf mittelalterliche Produktionsbedingungen überträgt. Diese Problematik verweist auf grundsätzliche Herausforderungen der modernen Sagaforschung. Die traditionelle handschriftenphilologische Praxis steht vor dem Dilemma zwischen der Rekonstruktion einer hypothetischen Urtextgestalt und der Anerkennung der Eigenständigkeit der verschiedenen Überlieferungszeugen. Tiroshs Kritik an editorischen Eingriffen ist berechtigt, da der Versuch einer textkritischen Rekonstruktion früherer Textstufen bei mittelalterlichen Texten mit kollektiver Autorschaft und jahrhundertelanger mündlicher Überlieferung an ihre Grenzen stößt. Die Komplexität der Handschriftentradition der Íslendingasögur, die oft in verschiedenen Redaktionen und mit erheblichen Textvarianten überliefert sind, erfordert methodische Ansätze, die sowohl die dokumentarische als auch die literarische Dimension berücksichtigen.

---

<sup>3</sup> Vgl. Heather O’Donoghue / Eleanor Parker (Hrsg.): The Cambridge History of Old Norse-Icelandic Literature. Cambridge 2024.



Abschließend betrachtet lässt sich festhalten: Tiroshs interdisziplinärer Ansatz eröffnet grundsätzlich innovative Forschungsperspektiven, leidet jedoch unter methodischer Inkonsistenz. Die Übertragung von Altmans filmwissenschaftlichen „generic crossroads“ auf mittelalterliche Texte ist theoretisch ambitioniert, ignoriert aber die grundlegend verschiedenen Produktions- und Rezeptionsbedingungen. Während Altman mit industriell produzierten Massenmedien arbeitet, wendet Tirosh diese Konzepte auf handschriftlich überlieferte Texte mit kollektiver Autorschaft an. Die „vertigo of expectations“ als Erweiterung von Jauss’ und Iser’s Erwartungshorizont bleibt methodisch unterentwickelt, da Tirosh keine systematische Rekonstruktion historischer Rezeptionshorizonte anbietet. Seine Behandlung des Prosimetrum als konstitutives Element der Íslendingasögur trifft ein wichtiges Forschungsdesiderat, bleibt aber theoretisch oberflächlich und vernachlässigt aktuelle Forschungen zum Thema. Die kategorialen Probleme der Sagaforschung, die Tirosh behandelt, spiegeln breitere epistemologische Schwierigkeiten wider. Die Datierungsproblematik der Sagas ist nicht nur eine methodische, sondern eine fundamentale hermeneutische Herausforderung. Die traditionelle Unterscheidung zwischen ‚klassischen‘ und ‚nachklassischen‘ Sagas basiert auf normativen Qualitätsurteilen, die bereits im 19. Jahrhundert geprägt wurden und sich als außerordentlich persistent erwiesen haben. Diese Kategorien reflektieren weniger objektive textuelle Eigenschaften als vielmehr die kulturellen und wissenschaftsgeschichtlichen Präferenzen ihrer Urheber. Tiroshs Kritik an dieser Hierarchisierung ist berechtigt, doch seine Alternative – die Analogisierung mit „Trash Cinema“ – reproduziert implizit die gleichen Wertungsmuster.

Die Studie leistet somit einen wichtigen Beitrag zur Dekonstruktion überkommener Genrehierarchien, und Tiroshs Kritik an der normativen Genretheorie der älteren Sagaforschung erscheint berechtigt und zeitgemäß. Jedoch vernachlässigen die von ihm angestrebte vollständige Ersetzung chronologischer durch rein genreorientierte Kriterien und der grundsätzlich innovative interdisziplinäre Dialog mit den Filmwissenschaften mediävistische Spezifika. Die methodischen Verbesserungspotenziale werden besonders in der Behandlung der Handschriftenüberlieferung deutlich. Tiroshs Ansatz vernachlässigt die Erkenntnisse der „New Philology“ und der „Material Philology“, die gerade für die Íslendingasögur von zentraler Bedeutung sind. Die verschiedenen Handschriftenzeugen sind nicht nur passive Überlieferungsträger, sondern aktive Gestaltungsinstanzen, die durch Auswahl, Anordnung und redaktionelle Eingriffe eigenständige interpretatorische Leistungen erbringen. Diese Dimension bleibt in Tiroshs genretheoretischem Ansatz unterbelichtet, obwohl sie für das Verständnis mittelalterlicher Textkultur fundamental ist.

Tiroshs Studie stellt einen methodologisch ambitionierten, jedoch nicht vollständig ausgereiften Beitrag zur Sagaforschung dar. Obwohl seine theoretischen Innovationen neue Forschungsperspektiven eröffnen, mangelt es der praktischen Umsetzung an philologischer Dichte und systematischer Durchdringung. Die Neudefinition der Íslendingasögur stellt somit eine Variation etablierter Kriterien dar, ohne die fundamentalen epistemologischen Probleme der Genrekonstruktion zu lösen. Das Werk dokumentiert vielmehr die Grenzen bestehender Kategorisierungen, als dass es überzeugende Alternativen entwickelt. Dennoch leistet es einen wichtigen Beitrag zur methodischen Selbstreflexion der Disziplin und eröffnet Anschlussmöglichkeiten für eine an aktuelle Theoriediskurse anknüpfende Sagaforschung, die sowohl genretheoretische Erkenntnisse als auch handschriftenphilologische Gegebenheiten berücksichtigt. Die produktive Spannung zwischen traditioneller Philologie und innovativer

Genretheorie bleibt eine zentrale Herausforderung für die künftige Forschung, die weder durch reine Dekonstruktion noch durch unreflektierte Beibehaltung etablierter Kategorien gelöst werden kann.

Prof. Dr. Patrick Peters  
Universität Duisburg-Essen, Campus Essen  
Fakultät für Geisteswissenschaften  
45127 Essen  
patrick.peters@uni-due.de

Wir schlagen folgende Zitierweise vor:

Patrick Peters: Rez. zu: Yoav Tirosh: How Genre Governs Creation in the Medieval Icelandic Sagas. Cham: Palgrave Macmillan, 2025 (The New Middle Ages)

Online unter:

<https://doi.org/10.17185/dupublico/84601>

Eingestellt am 13.11.2025 [6 Seiten].